

KLEINE BEITRÄGE

Missionarische Gottes-Häuser?

|| Zu einem Wort der deutschen Bischöfe (2003)

Die Schriftstellerin Eva Demski charakterisierte einmal die alten Frankfurter Kirchen als »Rasthaus Gottes mit stiller Bedienung« und lobte diese kostbaren Räume der Stille, die »beeindrucken und trösten, an Vergänglichkeit erinnern und Ewigkeit verheißen«. ¹ Damit hat sie die Bedeutung der Kirchengebäude als steinerne Zeugen des Glaubens auf den pastoralen Punkt gebracht, auf den auch ein neues Bischofswort abzielt. Es handelt sich um ein im April 2003 veröffentlichtes Wort der deutschen Bischöfe, das unter dem Titel *Missionarisch Kirche sein* über die Bedeutung offener Kirchengebäude handelt. ² Es konkretisiert in diesem Punkt das frühere Bischofswort »Zeit der Aussaat« (2000), mit dem die Bischöfe den Missionsauftrag für die Kirche in Deutschland reformuliert haben und damit auf eine überraschend breite Resonanz gestoßen sind. Im Geleitwort hatte Kardinal Karl Lehmann festgestellt: »Ein Grundwort kirchlichen Lebens kehrt zurück: Mission. Lange Zeit verdrängt, vielleicht sogar verdächtigt, oftmals verschwiegen, gewinnt es neu an Bedeutung.« ³ Die zahlreichen Auflagen und das vielfache positive Echo geben dieser Einschätzung Recht.

Es ist nur verständlich, wenn das vorliegende neue Bischofswort an diesen Erfolg anknüpfen möchte und daher einen programmatischen Titel wählt, der den Untertitel des früheren Bischofswortes aufgreift, der allerdings so allgemein ausfällt, dass er kaum den spezifischen Inhalt erahnen lässt, auch wenn der Untertitel »Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte« einige Hinweise gibt. Die Titelei spielt mit der Doppelbedeutung des Wortes »Kirche«, das zum einen die Glaubensgemeinschaft bezeichnet, zum anderen aber auch die Kirchengebäude als liturgische Versammlungsorte der Gläubigen. Selbst die Wendung von den »offenen Kirchen« lebt von der doppelten Konnotation einer zur Welt geöffneten Kirche im Sinn der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* und offen gehaltener Kirchengebäude, die jedermann zugänglich sind. Im gewissen Sinn bildet diese Doppeldeutigkeit das hermeneutische Prinzip des Bischofswortes, demzufolge eine Kirche, die sich missionarisch öffnen will, auch offene Kirchenräume braucht. Sie braucht Gotteshäuser, die für die Menschen zugänglich sind und zum Verweilen oder zum Gebet einladen.

¹ Eva DEMSKI, *Unterwegs*, Frankfurt 1988, 156–168.

² *Missionarisch Kirche sein*. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte (Die deutschen Bischöfe 72), hg. vom SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ, Bonn 2003.

³ »Zeit zur Aussaat«. *Missionarisch Kirche sein* (Die deutschen Bischöfe 68), hg. vom SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ, Bonn 2000, 5.

Der knapp 15seitige Text ist in drei Teile gegliedert, deren erster die Frage behandelt, wie geöffnete Kirchen zum Zeichen einer einladenden Kirche werden können. Dabei wird deutlich, dass vor allem die kunsthistorisch bedeutsamen Kirchen im Blick sind, die den Besucherinnen und Besuchern nicht nur einen Augenblick der Stille oder einen ästhetischen Genuss beim Betrachten der Architektur und der Kunstwerke gewähren, sondern womöglich auch zu einer »Berührung mit dem Heiligen« (S. 9) führen. Wie bei dem französischen Dichter Paul Claudel, der sich während einer Vesper in der Kathedrale Notre Dame zu Paris am Weihnachtstag 1886 bekehrte und diesen entscheidenden Augenblick später so beschrieb: »Im Nu wurde mein Herz ergriffen, und ich glaubte.« Im Fall von Paul Claudel war es nicht nur die prachtvolle Architektur von Notre Dame, die den jungen Atheisten ergriff, sondern auch die Liturgie, die Mitfeiernden und die gregorianische Musik im gotischen Raum. Die Kirchengebäude sollen, so will es das Bischofswort, zu sprechenden Zeichen werden, die sich an alle Besucher wenden, ob diese gläubig oder suchend, neugierig oder fragend, ablehnend oder skeptisch sind. Im Pastoraljargon unserer Zeit sollen die offenen Kirchen zu »niederschwelligem Angeboten« (S. 11) werden.

Dabei atmet dieser Teil des Papiers ein großes Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes, auch wenn es zunächst »nur« musikalische und kunsthistorische Interessen oder urlaubsbedingte Langeweile und Neugierde sind, die Menschen dazu bringen, Kirchengebäude aufzusuchen. In den wenigsten Fällen wird es dabei zu einer ausdrücklichen »Gottesberührung mitten im Alltag« (S. 9) kommen, aber sie kann sich durch die Unterbrechung des Alltäglichen und Gewohnten zumindest anbahnen, genügt es doch bisweilen, wie uns die Evangelien sagen, nur den »Saum seines Gewandes« zu berühren (Mt 14,36).

Der zweite Teil des Wortes befasst sich mit der Frage, wie die Gotteshäuser zu Häusern für die Menschen werden können. Dabei geht es grundsätzlich von der Möglichkeit aus, dass Kirchenräume »auf die Transzendenz Gottes hin« öffnen können oder, bildlich gesprochen, »den Himmel offen halten« (S. 14). Es seien die gespeicherten Glaubenserfahrungen früherer Generationen, die hier zum Tragen kommen. Eine Kirche müsse das geheimnisvolle Anderssein Gottes widerspiegeln und werde so zum Haus Gottes, wie sie auch die Menschlichkeit der Offenbarung widerspiegeln müsse, um so zum Haus der Menschen zu werden. Nicht unproblematisch ist die Feststellung des Bischofswortes, dass die Kirchtürme in der Vergangenheit Symbole des Glaubens »waren« und dass viele Kirchen zwischen den Hochhäusern der Städte »unsichtbar geworden« seien (S. 13). Diese Zuordnung zur Vergangenheit überblendet die Gegenwartigkeit der Kirchtürme und -gebäude, deren architektonische und künstlerische Andersheit sie gerade hervorstechen lässt, auch zwischen den Glitzerfassaden der Hochhäuser. Sie werden gewissermaßen sichtbarer und können auch im Schatten größerer moderner Gebäude ihre Besonderheit entfalten, nicht nur im Feld der Baustile, sondern auch durch ihre andere Funktion oder genauer ihre Funktionslosigkeit im ökonomischen Verwertungsbetrieb.

Das Bischofswort geht auch auf die Bedeutung der zahlreichen Bilder und Symbole ein, die den Kirchenraum auszeichnen und die auf Besucherinnen und Besucher anziehend oder verstörend, jedenfalls die Alltagsroutine unterbrechend wirken. Vor allem hebt es die Stille

der Kirchenräume hervor, aber auch die Symbolik der Kerzen, welche über die allgemein kulturelle und sentimentale Bedeutung hinaus die christliche Lichtmetaphorik zum Ausdruck bringt und auf diese Weise wenigstens implizit auf Christus als »Licht der Welt« (Joh 8,12) hin orientiert. Die wachsende Bedeutung dieses kleinen Lichtsymbols bei den großen und kleinen Sorgen der Leute, ein zentrales Element der Volksreligiosität, kommt nicht zuletzt auch darin zum Ausdruck, dass nicht wenige evangelische Kirchen, wie zum Beispiel die Nikolaikirche auf dem Frankfurter Römer, die Gelegenheit bieten, Kerzen oder Lichter aufzustellen und zu entzünden, in der Regel allerdings nicht vor Bildern Christi, Marias oder der Heiligen. In Frankfurt befindet sich der wichtigste Ort des kurzen Gebets und des Anzündens eines Lichts im versteckten Innenhof der Kirche Liebfrauen, die im Geschäftszentrum der Stadt liegt, direkt neben der Zeil, der einträglichsten Einkaufsmeile der Republik.⁴

Das Wort macht auch auf die regional differenzierte Gestaltung der liturgischen Festzeiten aufmerksam sowie auf die Bedeutung der Kirchen in den Ferien- und Erholungsgebieten, wo besondere kirchliche Angebote für die Urlaubsgäste auf gute Resonanz stoßen. Sicher wird man zwei Punkte des Wortes positiv unterstreichen: Zum einen das möglichst häufige Offenhalten der Kirchen, auch wenn dies ein »risikoreicher« Weg angesichts der realen Probleme von Diebstahl und Vandalismus ist; zum anderen die Präsenz von Gläubigen in den Kirchen. Nur wenn die Kirche als personale Glaubensgemeinschaft in den Kirchengebäuden aktiv anwesend ist, d.h. Liturgie feiert und betet, werden die Kirchen ihre Anziehungskraft als Gotteshäuser behalten und nicht zu einer bloßen, wenn auch ansehnlichen Reminiszenz vergangener vormoderner Zeiten mutieren.

Der dritte Teil des Bischofsworts schließlich erörtert die Frage, was vor Ort jeweils möglich ist, um den Sakralbau zu erschließen. Über das phantasievolle Mittun der Gemeindemitglieder für ihre Kirche hinaus plädiert das Wort für die Ausbildung kompetenter Kirchenführerinnen und -führer, welche kunsthistorische und theologische Kompetenz mit persönlicher Glaubensbezeugung zu verbinden vermögen. Darüber hinaus dürfte anzustreben sein, die zahlreichen »Kirchenführer« (Faltblätter, Hefte, Broschüren und Bücher) so zu verfassen, dass über historische und kunstgeschichtliche Informationen hinaus auch der theologische Hintergrund und die existentielle Ansprache zum Tragen kommen. Ziel von »Kirchenführern« (Personen und Druckerzeugnisse) wäre wohl ein mystagogischer Prozess, um die Menschen wenigstens anfanghaft »mit dem Gottgeheimnis in Berührung zu bringen« (S. 20). Des weiteren wird an die Aktivierung von Bruderschaften, Vereinen oder Verbänden erinnert, um die Kirche zu schützen, zu pflegen und offen zu halten.

Wichtiger scheint die Bedeutung der Kirchenmusik, die mehrfach angesprochen wird. Das gilt für die Gestaltung der Gottesdienste, aber auch darüber hinaus, wenn denn die Musik als Kunsterlebnis einen ästhetischen Zugang zur Religion eröffnen kann, der die Kunst transzendiert. Diesen Zusammenhang beschreibt der amerikanische Moralphilosoph Alasdair MacIntyre, der zur katholischen Kirche konvertierte, einmal folgendermaßen:

⁴ Vgl. Erich PURK (Hg.), *Herausforderung Großstadt*. Neue Chancen für die Christen, Frankfurt am Main 1999.

»Wenn die katholische Messe für Konzerte von Protestanten verfügbar wird, wenn wir dem Evangelium lauschen, weil Bach es vertont, nicht weil Matthäus es geschrieben hat, dann werden kirchliche Texte in einer Form bewahrt, die die traditionellen Bande zum Glauben aufricht, in mancher Hinsicht auch für diejenigen, die sich nach wie vor zu den Gläubigen zählen. Es ist natürlich nicht so, dass keine Verbindung zum Glauben mehr bestände; man kann die Musik Bachs oder selbst Händels nicht einfach vom christlichen Glauben lösen. Aber die traditionelle Unterscheidung zwischen dem Religiösen und dem Ästhetischen ist verwischt worden.«⁵

Angesichts der wachsenden Bedeutung der Kirchenmusik für eine missionarische Kirche in der postsäkularen Zeit wird man trotz aller nötigen Sparprozesse in den Diözesen diesen und andere Bereiche des künstlerisch gestalteten Zugangs zum Gottgeheimnis nicht schwächen, sondern im Gegenteil zu stärken versuchen. Das verlangt eine Pastoral, die an der Zeit ist.

Eine weitere Möglichkeit, die Kirchen ins Spiel zu bringen und damit den Glauben zu Marke zu tragen, ist die Idee, die Kirchen einer Stadt in einer Nacht geöffnet zu halten und zur Begegnung mit den Räumen, mit den Kunstwerken, mit sich selbst, mit anderen und vielleicht auch mit Gott einzuladen. Diese Idee hat inzwischen vielfache Verwirklichungen erfahren; am 21. November 2003 veranstalten etwa die katholische und die evangelische Kirche in der Kölner Innenstadt unter dem Titel »Nacht – Raum – Stille« eine lange Nacht der Kirchen, in der insgesamt 18 Kirchen bis in den frühen Morgen geöffnet bleiben.

Das Bischofswort greift in seiner Grundtendenz eine wichtige Dimension dessen auf, was man »Kulturpastoral« nennen kann. Die Bewahrung und das Offenhalten insbesondere der künstlerisch wertvollen Kirchen ist nicht nur eine Aufgabe der Denkmalpflege und des Tourismus, sondern hat eine missionarische Dimension, die immer wichtiger zu werden scheint. Man denke nur an die Tatsache, dass der Kölner Dom mit fünf Millionen Besuchern das weitaus meistbesuchte historische Gebäude Deutschlands ist. Die weise Entscheidung des hohen Mittelalters, für die Weisen aus dem Morgenland eine Kathedrale zu bauen, die schon alle damaligen Maßstäbe sprengte, hatte eine nachhaltige spirituelle Wirkung für die rheinische Metropole, ganz zu schweigen von den positiven wirtschaftlichen Folgen bis heute. Daher war die Erzdiözese gut beraten, als sie auf dem Domvorplatz ein »Domforum« einrichtete, das dem missionarischen Potential des Kölner Doms dient und als neue Form der Citypastoral seine Kreise zieht.⁶

Insgesamt ist das Bischofswort sehr zu begrüßen, auch in der Hoffnung, dass künftig weitere Dimensionen einer Kulturpastoral aufgegriffen werden, um der Kirche im Umbruch unserer Zeit neue Wege zu erschließen. Über die vielen praktischen Hinweise beinhaltet es bisweilen auch Einsichten, deren Bedeutung weit über das Thema hinaus geht, wie zum Beispiel die folgende grundsätzliche Einsicht: »Gerade Menschen mit anderen weltanschaulichen und religiösen Überzeugungen werden in ihrer Freiheit dadurch anerkannt, dass ihnen

⁵ Alasdair MACINTYRE, *Der Verlust der Tugend*. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt 1987, 59.

⁶ Vgl. Hans-Joachim HÖHN, *Gegen-Mythen*. Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart, Freiburg 1994, 118–138.

Christen nicht das Wichtigste vorenthalten – ihren Glauben an Jesus Christus.« (S. 10f). Verwunderlich ist, dass ein bischöfliches Dokument vom »Messner« spricht (S. 19), eine Bezeichnung des Küsters oder Kirchendieners, die sich etymologisch vom mittellateinischen Wort »mansio« (Bleibe, Haus) ableitet und daher »Mesner« geschrieben wird.

Das Dokument zielt vor allem auf künstlerisch wertvolle Kirchen, doch können auch einfache Kirchen ohne imposante Architektur und große Kunstwerke mithilfe Menschen mit dem Evangelium in Berührung zu bringen. Dabei sind es vor allem die Gläubigen selbst, die »ihre Kirche« zum Zeugnis des Glaubens machen. Auch für diese Kirchengebäude gilt, was die Liturgiekonstitution des Konzils in Erinnerung ruft. Da die liturgischen Zeichen und Symbole auf die Schönheit Gottes verweisen, sollen auch die für den »heiligen Kult« nötigen Dinge würdig und schön sein (*Sacrosanctum concilium* Nr. 122). Daher sollen die Bischöfe von den Gotteshäusern Werke fernhalten, die Glauben und Sitten widersprechen oder künstlerisch ungenügend und allzu mittelmäßig sind. Wenn man diese Ermahnung des Konzils ernst nimmt, bleibt viel zu tun unter deutschen Kirchendächern. Viele moderne Kirchenräume machen oft einen diffusen Eindruck, der kaum »Orientierung« schafft. Der Kirchenraum muss ein sakraler, ein ritueller Raum sein, der sich abhebt vom Alltag, diesen ästhetisch unterbricht und nicht multifunktional vernutzt wird.

Über die Kirchenräume hinaus geht es auch um die künstlerische Gestaltung der liturgischen Geräte und Bilder, der liturgischen Kleidung und Choreographie, kurz um das Festliche der gottesdienstlichen Feiern. Dazu gehört neben der Pflege der Kirchenmusik auch die liturgische Sprache und Gestik, wobei eine pausenlose »Erklärung« der Symbolik zu vermeiden ist, weil das wiederkehrende Ritual und das rhythmische Spiel von Worten und Gesten aus sich heraus die Transzendenz in der Immanenz transparent werden lassen. Die ästhetisch ansprechende Gestaltung der Kirchenräume und der Liturgie knüpft nicht an die Ästhetisierung der Warenwelt an, sondern stellt eine Art Inkulturation des in Christus anschaulichen Gottgeheimnisses dar. Daher ist angesichts der viel beklagten Exkulturation des Christentums in der Kultur der Moderne die Formensprache des Spirituellen daraufhin zu prüfen, ob sie mystagogisch tauglich und ästhetisch anziehend sind. Die Kirche steht vor der Herausforderung einer neuen Inkulturation des Christentums in unsere Kultur, um das Evangelium Jesu Christi in kritischer Unterscheidung der Geister und pastoraler Zeitgenossenschaft freimütig zu bezeugen. Dabei können die Kirchenbauten helfen, weil sie selbst steinerne Zeugen des Glaubens vorangehender Generationen sind, die aber immer wieder eine Verlebendigung durch das Zeugnis des Glaubens heutiger Generationen brauchen. Wenn das Bischofswort dazu beiträgt, dass die Kirchen Orte bleiben oder werden, an denen sich »Himmel und Erde berühren« (S. 21), dann hat es einen guten Dienst für eine missionarische Kirche getan.

Michael Sievernich SJ